

Kultur- und Zeitfragen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **8 (1928-1929)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kultur- und Zeitfragen

Sprachmischung oder Sprachreinheit.

Sehr geehrter Herr Redaktor!

Gestatten Sie einem Leser Ihrer Zeitschrift ein kurzes Wort zu den Pacifikationsbestrebungen, von denen in Ihrer letzten Nummer unter dem Titel „Gute Kunde aus Biel“ die Rede war. Auch ich habe den betreffenden Artikel im Bieler Jahrbuch gelesen, um seinetwillen das Buch sogar in unsere Bibliothek aufgenommen, und habe an ihm alles geschätzt — außer der Schlussfolgerung und der Tendenz! Ich habe mich nämlich — die keizerliche Ansicht sei mir erlaubt — herzlich gefreut an dem drolligen Sprachenmischmasch auf der germanisch-romanischen Sprachgrenze und habe mir gesagt, dies liege in der Natur der Dinge begründet, und wenn es anders wäre, so wäre es unnatürlich und erzwungen. Erzwungen durch die Tyrannei vielleicht von Schulpedanten und Sprachreinigern, welche tatsächlich glauben, ein reines Französisch verbürge gleichzeitig Reinheit des Charakters, und es genüge, die Sprache von allerlei wildem Gewächs zu säubern, um auch die Seele von ihrem Unkraut zu befreien. Wenigstens die französische! Denn von unserm reinen Deutsch, die wir ja gemeinhin einen Dialekt sprechen, der allerlei Einflüssen von jeher zugänglich gewesen ist und auf besondere akademische Reinheit kaum Anspruch machen darf, will ich gar nicht reden. — Wo zwei Sprachen aufeinanderstoßen, muß sich eine Mischung vollziehen, die der Rassen- und Bevölkerungsmischung parallel geht. Einflüsse spielen hinüber und herüber, und wahrhaft reizvoll ist es, dieses Zusammenströmen zu beobachten, die Anleihen festzustellen und gewissermaßen das Entstehen einer neuen Sprachform zu beobachten. Wenn die Herren, die um strenge Scheidung der klassischen Sprachformen so besorgt sind, zur Zeit Wilhelms des Eroberers in England gewelt hätten, so wäre ernsthaft zu befürchten, daß die englische Sprache niemals entstanden wäre; denn sie hätten zweifellos das Normannische von der Vermischung mit dem Angelsächsischen sorglich behütet. —

Der Kampf für ein gutes Französisch in der Schweiz ist eine Sache, die durchführbar sein mag, vielleicht auch wünschenswert, da die romanischen Dialekte sozusagen keine Rolle mehr spielen. Wie viel stärker das schweizerische Rückgrat indessen in der romanischen Schweiz entwickelt wäre, falls ein lebendiger Dialekt sie von der politischen Grenze deutlich scheiden würde, wollen wir nicht untersuchen. Das schweizerische Bewußtsein des Romanen ist stark; es wäre jedoch noch stärker in weiterer Entfernung vom Dictionnaire der Pariser Akademie. Wie man sich den Kampf für das gute Hochdeutsch in unserer deutschen Schweiz vorstellt, ist mir nicht recht klar, wo doch jeder Erwachsene, falls er nicht Lehrer ist, nach dem Verlassen der Schulbank kaum mehr in die Lage kommt, sich im mündlichen Ausdruck zu schulen. Da herrscht unser Dialekt; auch er beeinflusst unseren schriftlichen Ausdruck. Ist das nicht wünschenswert? Bei Keller und Huggenberger schämen wir den Erdgeruch; die Nähe des romanischen Sprachstammes bestätigen wir durch mancherlei Verwelschungen (Perron, Adieu, Coupé u. s. w.). Ich bin nicht davon überzeugt, daß Verdeutschungen unsere Kultur heben könnten. Wir reden etwas gemischt, eben weil wir ein Mischvolk sind. Das ist recht so, und jeder Ausländer darf es merken. — Die Folgerungen von Herrn Prof. Reynold halte ich für überspannt. Um voll und ganz deutsch (natürlich Hochdeutsch!) fühlen und sprechen zu können, brauchten wir Nemannen mehr als ein Menschenalter (dazu nicht auf unserer Scholle) und könnten darnach vom Versuch, noch Französisch zu lernen, ganz absehen. Auch bleibt es bei der alten Wahrheit: Wer eine zweite Sprache, wenn auch ungenügend, spricht, kann nie mehr ganz Chauvinist sein, und ich ziehe, um die Grenzfälle anzuführen, einen oberflächlichen Internationalen heutzutage einem bornierten Nationalisten vor. Wer keine als die eigene Sprache kennt, haßt instinktiv das fremde Idiom und seine Träger. —

Dieser Notsschrei von Biel ist im Grunde ein Schrei gegen Germanisierung der französischen Sprache; darum ist er von gewisser Seite so verständnisvoll und so eindringlich aufgenommen und wiederholt worden. Unser deutsch-schweizerisches Bewußtsein, verankert in unserm alemannischen Dialekt, ist stark genug, um gelassen dabei zu bleiben. Mögen die Welschen ihre Sprache reinigen und von jedem germanischen Partikelchen, das zu den offenen Toren hineintweht, frei zu halten suchen! Solange es noch möglich ist, daß ein Bieler von seinen Hosen sagt: „Qui los a liquées“ oder von einem liederlichen Weibsbild: „Quelle schlampe!“ oder ein Dienstmädchen seine Madame fragt: „Où est la queubeale“ (Kübel)? oder man hört: „Si j'aurais eu le temps“ oder von einem Preis „nous gagnons“ statt „nous obtenons“, solange wird mir der Bieler interessant und lieb sein als Kündler einer zwar nicht akademischen, aber natürlichen Ordnung der Dinge, als ein Patriot, der mit einem Fuß im welschen, mit dem andern im deutschen Hause steht und, ledig jeder nationalistischen Verpflichtung, sein heimisches Wörterbüchlein statt Sorbonne zu Rate zieht.

Genehmigen Sie, geschätzter Herr Redaktor, den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung.

Ihr ergebener Dr. J. Rikenmann.

Frauenfeld, im März 1928.

Ein anderer Standpunkt.

Die obenstehenden kritischen Bemerkungen berühren weder meine Person noch meinen Sprachaufsatz im Bieler Jahrbuch; umso unbefangener und sachlicher kann ich die gemeinsam von Prof. de Reynold und mir vertretenen Gedanken in Schutz nehmen. Daß Dr. J. Rikenmann in so klaren und entschiedenen Gegensatz zu unserm Hauptgedanken tritt, muß der Verteidigung nur erwünscht und kann der Verständigung nur förderlich sein.

Zunächst sei ein Irrtum beseitigt, der durch Tatsachen widerlegt wird: der „Notsschrei von Biel“ ist nicht „im Grunde ein Schrei gegen Germanisierung der französischen Sprache“. Er ist vielmehr der Ausdruck einer von deutschen und welschen Bielern gleichzeitig und gleichermaßen empfundenen schweren Sorge um das Gedeihen ihrer Muttersprache. Wenn welsche Blätter etwas anderes daraus gemacht haben, so ist das ihre Schuld. So selten die Erscheinung sein mag, diesmal ist sie wahr: bei deutschen Sprachgenossen in welschem Gebiet hat sich das Sprachgewissen geregt; es hat sich bei denen geregt, die es von Berufs wegen besitzen sollten: bei den Sprachlehrern.

Natürlich! — wird Dr. J. Rikenmann ausrufen, bei den Schulpedanten und Sprachreinigern! Denn ihm, dem Verfechter des „Laissez faire, laissez passer“ in sprachlichen Dingen, ist es ein reizvolles Vergnügen, dem Zusammenströmen zweier Sprachen in einen drolligen Sprachenmischmasch zuzuschauen. „Recht so!“ ruft er diesen Kauderwelschenden zu; „nur brav gemischt! Wir sind ein Mischvolk und brauchen eine Mischsprache!“ So aus der Ferne, vom Thurgau aus betrachtet, mag das Zuschauen ja ganz ergötzlich sein. An Ort und Stelle sieht es anders aus. Da ist der Sprachenwettstreit kein Kasperlitheater mehr. Da siegt ein Volkstum und das andere unterliegt. Da geht es um Dinge, für die nur ein Waschlappen kein Gefühl hätte. Eltern stehen da vor der Frage, ob sie's geschehen lassen sollen, daß ihre Kinder anderssprachig und somit andersdenkend werden. Vielleicht stehen sie auch gar nicht mehr vor der Frage, weil die Macht der Verhältnisse schon entschieden, ihnen ihre Kinder schon entfremdet hat. Nun ist aber, auf zweisprachigem Grenzgebiet wie Biel, Sprachenmischmasch die Vorstufe zur Annahme der Fremdsprache. Ob es dann für solche Eltern auch reizvoll sein mag, dem Zusammenströmen der beiden Sprachen im Munde ihrer Kinder zuzuhören?

Gewiß, so oberflächlich und im Vorbeigehen betrachtet tönt eine naive Mischsprache immer drollig ins Ohr. Zudendeutsch und Negerenglisch, Notwelsch

und Berner Mattenenglisch sind, wie altschweizerisches Patrizier-Halbweisch, eine ergiebige Quelle für Lustspielformen; sie sind auch getreue Abbilder irgend einer seltsamen Kultur Mischung. Und wenn es gleichgültig wäre für ein Volk, ob es nur ein Gewaschel und Gemauschel oder eine charaktervolle, von einem Einheitswillen geprägte Sprache besitze, so könnte man ja die Dinge gehen lassen, wie sie wollen, anstatt wie wir wollen. Kultur Mischung, ich gebe es zu, hat ihren eigenen Humor; so z. B. ein zur Vorstadt werdendes Bauerndorf wie Ostermundigen bei Bern, wo alte brave Bauernhäuser zwischen Autogaragen, elektrische Umschalttürme und moderne Heimatschutzvillen zu stehen gekommen sind; oder das Wohnzimmer einer zugleich hinauf- und heruntergekommenen Probenfamilie, wo um einen altererbten stämmigen Eichentisch gelbe Wienerseffel oder verchnörkelte Plüschfauteuils herumstehen — das mag ja recht spaßig sein für einen unbeteiligten Beobachter — gerade wie das „Où est la queuebeule?“ der Bielerin. Allein auch dieses Späßige, wie manches andere, wird bei ernsterem Nachdenken eher traurig. Oder ist es nicht traurig, daß wir Alemannen, wir Erben eines Volkstums und einer Sprache von kernhafter Eigenart, in der Lebensgemeinschaft mit Romanen so leicht nachgeben und unterliegen? Daß deutschredende Eltern in der welschen Schweiz da, wo sie die Wahl haben zwischen einer deutschen und einer französischen Schule, ihre Kinder in die französische Schule schicken? Daß deutschredende Postbeamte, die von der Oberpostdirektion in zweisprachige Städte abgeordnet werden, um das Deutsche zu vertreten, dort das Französische annehmen und dabei bleiben? Ist es nicht traurig, daß wir fast überall im praktischen Leben durch das sprachliche Formgefühl der Welschen, durch ihr Verbunden- und Verwachsensein mit ihrer Sprache beschämt werden?

Wie wäre es möglich, angesichts dieser beschämenden Selbstverleugnung, uns die Sprachmischung zu empfehlen! Wer das kann, denkt vielleicht nur an die mündliche Umgangssprache. Er denke aber an die Schriftsprache und was aus ihr wird, wenn die Sprachenmischung als Grundsatz gelten soll! Dann entsteht eben jenes klägliche Übersetzerdeutsch, das längst dem Fluche der Väterlichkeit verfallen ist und das die Bundeskanzleien im allgemeinen ernstlich bemüht sind abzutun. Wer kennt sie nicht, jene Wechselbälge der internationalen Papiersprache oder vielmehr -schreibe, deren Bestandteile überall und nirgends daheim sind. Ich habe mir so ein Scheusal in Weingeist aufbewahrt und will es den Freunden der Sprachmischung demonstrieren. Es stammt aus der Bundesbahnverwaltung von anno dazumal und sieht so aus:

„Die Resolution, die Kreisdirektion Basel zu eliminieren, wird den kontinuierlichen Kontakt der kommerziellen und kommunalen Elemente mit den S. B. B. auf ein Minimum reduzieren.“

Das sind die Kleinen von den Meinen. Ich wüßte noch feistere, üppiger ausgewachsene Exemplare. Aber sollte nicht schon dieses eine genügen, um ein Grauen vor der angepriesenen Mischsprache zu erwecken?

Aber da liegt immer noch der große Trumpf der angelsächsisch-normännischen Mischsprache, die trotz allem eine Weltsprache geworden ist. Ich bin auch froh, daß keine Sprachreiniger ihre Entstehung verhindert haben; denn als Instrument der Weltbeherrschung hat sie sich wundervoll bewährt. Nur darf daraus nicht etwa die Ermutigung zu einer deutsch-französisch-italienischen Schweizermischsprache geholt werden. Dafür sind wir zu klein und dafür kommen wir zu spät. Ein kleines Binnenland und -volk wie die Schweiz kann sich (auch wenn es sonst könnte) eine eigene Nationalsprache nicht leisten, oder es müßte daran zugrunde gehen. Aber wir können auch sonst nicht. Wir kommen zu spät. Die natürlichen, instinktiven Triebkräfte, die ehemals eine Sprache wie das Englische zu bilden vermochten, sind erschöpft oder doch lahmgelegt durch den reflektierenden Sprachverstand. Was dem Instinkt gelang, gelingt dem Verstand nicht mehr. Wir können nur noch Kunstsprachen machen. Das ist das Ende.

Bleibt uns etwas anderes übrig, als die Reinheit und Schönheit, die Biegsamkeit und Fülle unserer Muttersprache anzustreben? Zeigen unsere großen Dichter nicht den Weg?

Wie man sich den Kampf um ein gutes Hochdeutsch vorstelle, wird gefragt. — Kurz gesagt: vor allem als einen Kampf gegen die Sprachmischung.
 Bern. Otto v. Greherz.

Bücher-Rundschau

Geschichte des deutsch-englischen Bündnisproblems.

Friedrich Meinecke: Geschichte des deutsch-englischen Bündnisproblems 1890—1901.
 268 Seiten. München und Berlin 1927.

Scheinbar fernher, von seinen staatsrechtlichen und geistesgeschichtlichen Studien kommt Friedrich Meinecke herüber auf das Feld der diplomatischen Geschichte zwischen 1890 und 1914; aber was er geschaffen hat, die „Geschichte des deutsch-englischen Bündnisproblems 1890—1901“, trägt alle Züge dieses reinen und hohen Geistes an sich. Eine mustergültige Leistung, aus der goldene Lehren, — sie sind im Buche weniger entwickelt als betätigt, — abgeleitet werden können für jeden, der sich mit neuester Geschichte befaßt. Ich denke hiebei nicht an das, was man gemeinhin Methode nennt, sondern an das Wichtigere einer in freie Höhe erhobenen psychischen Stimmung, in der der Historiker sichtigend und wägend, erkennend und wertend an Dinge herantritt, die sein Herz nicht kalt lassen können. Der Verfasser spürt und bekennt es: *Tua res agitur* (Einleitung, S. 8); um „rein kontemplative Wissenschaft“ kann es sich nicht handeln. „Seien wir ehrlich und gestehen wir es, daß Historie hier in Politik übergeht“. . . Selbst der Frage, wie es seinerzeit hätte besser gemacht werden können, darf man nicht aus dem Wege gehen. Historiker und Politiker, — nicht der Parteipolitiker freilich, sondern der Staatsmann, — sind einander verwandt. „Es ist die eigentliche Aufgabe des politischen Historikers, den Druck der Verantwortung für das Staatsganze, den Zwang der Staatsraison, unter dem der handelnde Staatsmann steht, ganz nachzuerleben. Die Staatsraison muß der Maßstab für alle seine politischen Wünsche sein. Sie ist der gemeinsame Leitstern des Staatsmannes und des politischen Geschichtsschreibers.“ (S. 9.) Patriotismus und Forscherpflicht stoßen sich nicht. „Wahre Vaterlandsliebe und wissenschaftliche Erkenntnis fordern hier ein und dasselbe“ (S. 268): Einsicht durch das Mittel der Wahrhaftigkeit. Durch keinen Hauch ist denn auch in Meineckes Buch die Klarheit des reinen Strebens nach der Wahrheit getrübt. Damit geht diese Geschichtsdarstellung weit über die Bedeutung einer Spezialuntersuchung hinaus.

Im übrigen steckt Meinecke das Feld genau ab. Was er geben will, ist die Darstellung einer Folge bestimmter bezogener diplomatischer Vorgänge. Der Gegenstand der englisch-deutschen Allianzbestrebungen ist ja freilich so geartet, daß das Ganze des diplomatischen Weltgeschehens in diesem Jahrzehnt aufgerollt werden muß, wenn man das Eine überschauen will. Die dokumentarische Grundlage ist gegeben durch die große deutsche Aktenpublikation („Die Große Politik der europäischen Kabinette 1871—1914“), erreichbares deutsches und englisches Material ist herangezogen worden, jeder Vorbehalt im Hinblick auf die zu erwartende englische Aktenedition (von der zwei Bände erschienen sind, in Heft 5/6 des Jahrgangs 1927 dieser Zeitschrift besprochen) wird gemacht. Eine sehr wichtige Komponente aber, hier wahrhaft erleuchtend: Der Tiefblick des betrachtenden und urteilenden Historikers.

Meineckes Darstellung folgt den bekannten Tatsachen. 1890 die Lösung des Rückversicherungsvertrages und seither die für die 1890er Jahre typische Situation: Der entstehende russisch-französische Zweibund, der weiterbestehende Dreibund, daneben und dazwischen, in vorläufig freigewählter Isoliertheit, Großbritannien. Noch steht England dem Dreibund nahe, — vertraglich durch die sogenannte Mittelmeerentente mit Österreich und Italien, interessenpolitisch,